



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hie Waibling! Hie Welf!

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Was mich von Erlers eignen Worten sympathisch angezogen hat, ist die Vorrede und die Einleitung zu dem Ehlerschen Aufsätze (II, 109), worin Erler das Ideal einer Schumann-Biographie schildert.

Gera.

H. Budy.



## Hie Waibling! Hie Welf!



Die Berliner Wahlen haben seit langen Jahren das Bedauern der Reichstreuen und bei allen Feinden Deutschlands lebhafteste Genugthuung hervorgerufen, und es ist begreiflich, daß jetzt, wo der nationale Geist sich so kräftig und erfolgreich aufgerafft hat, sehr bittere Urteile laut werden über die Reichshauptstadt, welche sich nach wie vor durch verbissene Oppositionsmänner vertreten läßt. Gewiß ist die Thatfache im höchsten Grade bedauerlich. Unermeßlich viel hat gerade diese Stadt der preußischen Politik der letzten fünf und zwanzig Jahre zu danken, und gerade sie beharrt in dem schroffsten Gegensatze nicht nur gegen den leitenden Staatsmann und den ihm zur Seite stehenden großen Feldherrn, sondern gegen den Regenten selbst — was sich ja gegenwärtig durch kein Drehen und Deuteln bemänteln läßt. Wer dürfte sich wundern, wenn daraus ein anderer Gegensatz hervorginge, wenn ebenso entschieden das Reich Partei ergriffe gegen die frondirende Hauptstadt? Und Stimmungen solcher Art kommen auch schon hie und da zum Ausdruck. Dabei wird jedoch leicht zweierlei übersehen: daß eben in Berlin die Kartellparteien besonders große Schwierigkeiten zu überwinden haben, und daß sie immerhin ein gutes Stück Arbeit schon geleistet haben. Zunächst kommt eine allgemein hauptstädtische Krankheit in Rechnung. Der Großstädter, vollends der Residenzler, dünkt sich leicht hoch erhaben über den Bewohner der „Provinz“ — Ausdruck und Vorstellung sind überall von Frankreich angenommen worden, obwohl ein Verhältnis, wie zwischen Paris und den Departements, zu unserm Heile nirgends in Deutschland besteht, nirgends bestehen kann. Was die Hauptstadt auszeichnet, was Großes in ihr gedacht oder gethan wird, das rechnet sich der Großstädter gern als persönliches Verdienst an, umso entschiedener, je weniger Anteil er daran hat; dafür empfindet er die Verpflichtung, in allen Moden, auch in den politischen, voraus zu sein. Und Überlegenheit zu zeigen, dazu ist, wie bekannt, das Regieren das bequemste Mittel. Auf den berufenen Gang der Berliner zum Kritisiren wollen wir kein so großes Gewicht legen, denn „richtige Berliner“ soll es kaum noch geben. Aber die wirtschaftliche und die politische Entwicklung haben vor allem die unruhigen, unzufriedenen und wenig urteilsfähigen Elemente der Hauptstadt verstärkt. Der liberale Philister und der um das tägliche Brot ringende waren

und sind die sichere Beute der Phrasendrescher; die Schuld der besonnenen Leute ist es, diesem Treiben so lange Zeit unthätig zuzusehen zu haben. Jetzt erkennen sie ihre Pflichtverfäumnis, und wenn die Mandate nach dem Verhältnis der abgegebenen Stimmen in ganz Berlin verteilt würden, so kämen eins oder zwei den „Septennaristen“ zu. Das ist für den Anfang ein Erfolg, der zu weiterer Thätigkeit anspornen muß.

An und für sich bedauern wir den Ausfall der Berliner Wahlen garnicht, im Gegenteil. Dies Ergebnis wird noch manchem die Augen öffnen. Die Hauptstadt wird vertreten durch zwei Männer, deren Anspruch auf eine politische Rolle darauf beruht, daß sie in einem langen Leben nichts gelernt haben, durch einen für kizliche Angelegenheiten gesuchten Verteidiger, durch einen meiningischen Landrat, durch einen jener sozialdemokratischen „Schriftsteller,“ welche unlängst in einem Nürnberger Blatte so rücksichtslos abkonterfeit wurden, und, um allem die Krone aufzusetzen, durch einen jüdischen „Konfektionär,“ welcher das einträgliche Geschäft geschickt mit dem Vergnügen der mündlichen Vertretung der Arbeiterinteressen zu verbinden weiß; es wäre jammerschade, wenn diese Figur fehlte! Noch malerischer würde allerdings die Gruppe sein, wenn auch die Herren Windthorst, Antoine, Szadzewski und Johannsen hätten Berliner Mandate erhalten können. Berlin als Patronin sämtlicher Parteien, welche kein Reich, oder mindestens kein starkes Reich wollen, das wäre ein Beispiel von Uneigennützigkeit, welches man in Paris und Petersburg aufrichtig bewundern, wenn auch nicht nachahmen würde. Inzwischen erfreuen wir uns an der Rettung des Freisinns. Denn die Mission dieser Herren ist noch nicht beendet. Sie haben ihrer Partei das Grab gegraben, sie müssen auch noch den Hügel darüber wölben, den Stein darauf wälzen und dann als trostlose Hinterbliebene das Mitleid der Vorübergehenden anrufen. Sie können und werden ihrem Geschick nicht entgehen, verlassen von allen Anhängern, deren Vaterlandsgefühl nicht in dem Parteitreiben gänzlich erstickt ist, verlassen dann auch von den vorsichtigen Ratten, welche berechnen, daß ihre Anwesenheit das sinkende Schiff ja nicht retten könne, sich entweder als politische Landsknechte dem nächsten Besten zu verdingen, der mit dem verhassten Staatswesen in Fehde liegt, oder als vereinsamte Sonderlinge ihre Klagelieder über die verderbte und undankbare Welt zu singen. Vielleicht erinnern sie sich noch manches „Vergangenen,“ der einst als Freund und Bruder dieselbe Bank mit ihnen drückte, z. B. eines gewissen Freese, der als Soldschreiber des Königs von Hannover, der österreichischen ultramontan-feudalen Partei und wer weiß wessen noch ein unrühmliches Ende gefunden hat, oder Johann Jacobys, der mit solcher Konsequenz alle Standpunkte „überwand,“ daß er endlich bei den Vaterlandslosen anlangte. Nur wenig bleibt ihnen noch zu thun, seitdem Virchow und Munkel den radikalen Sozialisten die Bruderhand gereicht haben, was Herr Virchow „mit Ehren grau werden“ nennt. Den Sozialisten aber dürfte er zu „grau“

sein, und die Freisinnigen haben auch schon erfahren, daß ihnen „dieser Munkel nicht geschenkt ist,“ der sich erlaubt hat, über den Kandidaten derjenigen Partei zu siegen, welcher die Birchow, Klotz und Baumbach ihre Sitze zu danken haben.

So rasch wie die freisinnige Partei werden die sozialdemokratische und das Zentrum nicht zersplittern. Es heißt Geduld haben. Allmählich müssen ja die Deutschen, welche bisher glaubten, die katholische Kirche gegen den Staat zu verteidigen, inne werden, daß sie sich für lediglich partikularistische Interessen haben mißbrauchen lassen, allmählich wird auch der Arbeiter unterscheiden lernen zwischen dem Brote, das ihnen der Staat bietet, und dem hohlen Gerede der demagogischen Anführer.

Dazu ist aber vor allem erforderlich, daß der Bund der Nationalgesinnten über den nächsten Wahlzweck hinaus aufrecht bleibe. Wie sehr alle Reichsfeinde darauf rechnen, diesen Bund durch Parteizwist wieder gesprengt zu sehen, das lehrt jeder Blick in ihre Zeitungen. Namentlich die Korrespondenten ausländischer Blätter plaudern gar offenherzig die geheimen Wünsche der Opposition aus, und sogar Herr Windthorst vergaß über dem Drange, Gift auszuspritzen, gleich in der ersten Sitzung des Reichstags die gewohnte Schlaueit. Das sollte doch alle „Septennaristen“ warnen. Wir glauben nicht, daß die deutschkonservative Partei die Haltung ihres größten Organs billigen kann. Anstatt seinem Ärger über das Anwachsen der nationalliberalen Partei Luft zu machen, sollte es bedenken, daß die Opposition noch mehr als einen Sitz eingebüßt haben würde, wenn ihr anstatt hochkonservativer Kandidaten mittelparteiliche gegenübergestanden hätten. Mit solchen Verhältnissen muß gerechnet werden. Und es ist geradezu unsagbar, wie man auf jener Seite schon wieder beginnen kann, mit dem Zentrum zu liebäugeln. Wäre die Diktatur Windthorsts wirklich schon und endgiltig gebrochen, so würde sich über manches reden lassen. Aber noch steht die Partei unter dem Kommando des hartnäckigsten und gefährlichsten Gegners des Reiches, und wer mit dem sich einlassen will, schädigt unter allen Umständen die gute Sache, während er selbst sicher hinter's Licht geführt wird. Eine Schlacht ist gewonnen, aber der Krieg ist noch nicht beendet. Die Disziplin, welche innerhalb der Partei gewahrt wird, muß auch in der Bundesgenossenschaft gelten. Der verbindenden Momente sind ja viel mehr da als der trennenden, und vielleicht noch für lange Zeit muß der alte Schlachtruf: „Hie Waibling! Hie Welf!“ in Übung bleiben. Die Herren von der „Kreuzzeitung“ sind ja gute Lutheraner; so mögen sie denn des großen Martin eingedenk sein:

Der alt böse feind,  
mit ernst ers ietzt meint,  
groß macht und viel list  
sein grausam rüstung ist,

Das reich mus uns doch bleiben.